

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 10.

Donnerstag, den 12. Januar 1905.

20. Jahrgang.

Vom Brande des Brüderhauses in Herrenhut.



Das Brüderhaus, das alte Gebäude von Herrenhut.

Die Herrenhuter Brüdergemeinde ist in diesen Tagen von einem betrübenden Unglücksfall betroffen worden. Das „Brüderhaus“, das historische Gebäude der Gemeinde, ist ein Raub der Flammen geworden. Das Haus ist eigentlich das Wahrzeichen

des ganzen Herrenhuterthums; denn es wurde bereits im Jahre 1722 von Christian David erbaut, der hier mit seinen aus Mähren vertriebenen Glaubensbrüdern eine Zuflucht fand.



Selbstmord. Aus Berlin, 10. Januar wird der „Bf.“ gemeldet: Der Hofkammerant H. Schloß, eine in der Berliner Gesellschaft und in Klubkreisen bekannte Persönlichkeit, der seit Jahren eine große Praxis hatte, auch den Kaiser und seine Familie behandelte, hat sich heute früh erschossen.

Familien drama. Aus Berlin, 10. Januar, wird uns gemeldet: Heute Vormittag hat in einem Anstalt von Schwermetall der 25jährige Händler Webersky seine drei Kinder im Alter von 3, 1½ und ¼ Jahren mit einer Zuckerschnur erhängt und sich dann selbst zu erhängen versucht.

Explosion in einer Schule. Man meldet uns aus Aich, 10. Januar: In der hiesigen Bürgerschule explodirte beim Unterricht auf noch unaufgeklärte Weise eine Dynamit-Patrone. Ein Schüler wurde schwer, mehrere andere leichter verletzt.

Schiffsunfall. Man meldet uns aus Dover, 10. Januar: Ein Schleppdampfer brachte den irischen Schooner Dispat, welcher während des letzten Sturmes im Vennelkanal infolge Zusammenstoßes stark beschädigt worden war, 10 Mann der Besatzung des Dampfers Dingington mit dem der Zusammenstoß erfolgte, scheinbar umkommen zu sein. Der Zusammenstoß fand am frühen Morgen bei dichtem Nebel und hohem Seegang statt. Der Dingington erlitt so starke Havarie, daß er in kürzester Zeit sank. Nur der Kapitän und ein Matrose konnten von dem Schooner Dispat gerettet werden.



Aus der Umgegend.

□ Schierstein, 10. Januar. Gestern Montag Abend wurde im Rathhause die erste diesjährige öffentliche Sitzung der Gemeindeverwaltung abgehalten. Anwesend waren 14 Mitglieder der Vertretung und der Vorsitzende, Herr Bürgermeister Lebr. Zur Beratung lagen 6 Punkte vor, die wie folgt erledigt wurden: Aufnahme der Beamten der Gemeinde in die Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenliste für die Kommunalbeamten des Regierungsbezirks Wiesbaden. Die Gemeindeverwaltung beschloß einstimmig den Einkauf der Beamten der Gemeinde in die oben bezeichnete Liste. — Bestimmung eines Kommissars, in welchem die Gemeindegewerbesteuer für 1905 anzulegen ist. Die Gemeindeverwaltung beschloß hierzu das Geschäftsjahr 1905 an zu setzen. — Verkauf der Feldwege laufende Nummern 77 und 79 (Reilpfad) an Kaufmann Ludwig Nicolay. Die Gemeindeverwaltung beschloß die Theile Feldweg Flur 13 337/147 (0,59 ar) zu 4.800 pro ar, und von Flur 13, 338/175 einen noch zu vermessenden Teil zu 400 A pro ar an Herrn A. Nicolay zu verkaufen. — Gesuch des H. Wintermeier um Errichtung eines Wohnhauses an der Dohleimerstraße, desgleichen des Aug. Bücking, wurden vorläufig abgelehnt, auch weil zum Teil zurückgezogen. — Gesuch der Herren Siegel und Kunz um Gestattung der Anlage einer Privatstraße und Bebauung mit Villen, wird auf Vorschlag der Baubehörde abgelehnt.

□ Erbenheim, 10. Januar. Herr Kommerzienrat Hartling-Wiesbaden hielt in unserer Gemarkung ein zweites Treibjagden ab, bei welchem 440 Hosen zur Strecke gebracht wurden. Anlässlich eines Treibens ereignete sich folgender ergötzlicher Vorfall. Ein Dackel, in 1000 Kugeln, suchte in unserer Dorfe Schuß. In gewaltigen Sprüngen, verfolgt von all

und jung, jagte es die Frankfurterstraße entlang. Plötzlich bog es in die Sadgasse ein. Am Ende derselben angekommen, wollte es in der Wohnung der Witwe Friedrich Schuß suchen. Da die Fenster der Wohnung jedoch verschlossen waren, mußte es von seinem Vorhaben absteigen. Während es noch ängstlich hin und her sprang, waren seine Verfolger dicht herangekommen und hundert Hände streckten sich nach ihm aus, um es zu fangen. Jeder wollte der Glücke sein. In Bickelspringen, zwischen den Weiden der Verfolger hindurchspringend, erreichte es jedoch glücklich die Frankfurterstraße wieder. Nun hatte es freie Bahn und mit gewaltigen Sprüngen gelangte es ins Freie, in seine goldene Freiheit. Verdutzt sahen seine Verfolger ihm nach und dachten: „Es war so schön gewesen, es hat nicht sollen sein!“

— Am vergangenen Sonntag hielt der „Männergesangsverein“ unter Leitung seines Dirigenten Herrn Karl Deutsch-Wiesbaden ein Vokalkonzert. Der Saalbau „Stein“ war bis auf das letzte Plätzchen dicht besetzt. Die vorgetragenen Chöre fanden die Zustimmung der Zuhörer. Die humoristischen Nummern wurden rauschend applaudiert und mußten sich die Vortragenden zu Zugaben verstehen. Den Gungpunkt des Abends bildete das Theaterstück „Der geprellte Hirsch“. Lebhafter Beifall wurde den Mitspielenden gezollt. Die Verlosung vieler schöner brauchbarer Gegenstände machte vielen Teilnehmern eine große Freude. Ein gemütliches Tänzchen beschloß die wohlgeungene Veranstaltung.

— Am Sonntag, den 9. Januar, feiert der „Krieger- und Militärverein“ Kaisers Geburtstag durch eine musikalisch-theatralische Abendunterhaltung im Saalbau „zum Löwen“. Herr Pfarrer Hammerich hat die Festrede und Herr Lehrer Heing die Einleitung der Theaterstücke übernommen. Auch in sämtlichen Klassen der hiesigen Volksschule wird dieser Tag festlich begangen werden. An die Schüler kommen „Kaiserworte“ zur Verteilung.

□ Bredenheim, 9. Januar. Von der hiesigen Gemeinde wurde dem nach Caub verlegten Pfarrer Kopschmann, der 17 Jahre lang hier segensreich gewirkt, ein schöner Abschied bereitet. Der Kirchenvorstand überreichte ihm ein Diplom, der Kirchchor ein prächtiges Geschenk und der Kriegerverein ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Verherrlicht wurde die Veranstaltung durch Ansprachen und durch Gesangsvorträge des Kirchchors unter der Dirigentschaft des Herrn Pfarrers. Ueber die Reuebelegung der Pfarrei verläutet noch nichts Bestimmtes.

□ Auringen, 9. Januar. Unter dem Vorsitze des Herrn Lehrers Witten aus Nordenschied wurde hier gestern seitens des Bienenzuchtvereins eine Sitzung Wiesbaden zu Ehren des von Bredenheim nach Caub verlegten 1. Vorsitzenden, Herrn Pfarrers Kopschmann eine Abschiedsfeier veranstaltet, zu der sich die Vereinsmitglieder von Aach und Herta in großer Anzahl eingefunden hatten. Die Abschiedsrede hielt Herr Witten, der dem scheidenden Pfarrer 17 Jahre lang nahe gestanden und es nun verstand, alles das hervorzuheben, was Herr Kopschmann für die Vereinsangelegenheiten und auch auf andern Gebieten geleistet hat. Herr Kopschmann wurde in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenvorsitzenden der Sektion ernannt und ihm eine eigene zu diesem Zwecke künstlerisch angefertigte Ehrenurkunde überreicht. Ueberwältigt durch diese Ehrung sprach Herr Kopschmann tiefbewegt seinen Dank aus, er versprach in steter Fühlung mit der Sektion zu bleiben und wünschte, daß die Sektion auch fernerhin segensreich wirken möge. Herr Essias von Auringen fertigte hierauf ein photographisches Bild der Versammlungsdirektor an und wird derselbe dieses Bild in der nächsten Versammlung zu Erbenheim an die Beteiligten und Interessenten abgeben als Andenken an diese so würdig verlaufene Abschiedsfeier. Nach einer Pause übernahm der neue Ehrenvorsitzende die Leitung der Versammlung behufs einer Neuwahl des Vorstandes. Herr Lehrer Witten, dem der Posten als 1. Vorsitzender zugesprochen war, bedauerte aus Gesundheitsrückichten die Wahl ablehnen zu müssen und schlug als 1. Vorsitzenden Herrn Lehrer Vorbach von Viebrich vor, welcher Vorschlag, nachdem noch mehrere Herren sich beifällig hierzu geäußert hatten, auch einstimmig angenommen wurde. Als weitere Vorstandsmglieder auf 3 Jahre gingen an der Wahl hervor: Lehrer Darmann-Erbenheim (2. Vorsitzender), Stadtgeometer Paul-Viebrich (Schriftführer), Lehrer Nach-Nordenschied (Kassierer) und Lehrer Wilt-Nordenschied und Wilt-Nordenschied (Beisitzer). Die Zeit bis zum Abgang des Tages war der Gemüthlichkeit gewidmet. Die Jahresrechnung soll in der nächsten Versammlung vorgelegt werden.

LOKALES

* Wiesbaden, 11. Januar 1905

□ Ueber englische Bau- und Möbelfunk sprach am Montag der auf diesem Gebiet als Autorität bekannte Kunstschritsteller Hermann Muthesius in der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst. Sein Vortrag schloß sich inhaltlich dem im vorigen Winter von Professor Schulze-Naumburg über die Kultur des deutschen Wohnhauses gehaltenen an. Redner schilderte die auf die einfache Konstruktion der Gotik zurückzuführende moderne englische Architektur, die gar nicht darauf ausgeht als ein neuer Stil zu wirken, sondern lediglich als Vereinfachung älterer Bauweisen auftritt. Das englische Landhaus — denn nur auf dem Lande findet man diese englische Baukunst an — zeigt in seinem Aeußeren nichts von jenem Prunk und jener farbigen Lebhaftigkeit wie die modernen deutschen Villen. Die bei uns neuerdings, wie beispielsweise in Darmstadt, so beliebten glasierten Steine werden dort nie angewandt, nur gelegentlich, der Wärme halber, einfache Ziegelbelegung. Die Fenster sind noch ohne Nischenvertiefung in die Mauer gesetzt. Die ganze Entwicklung des Hauses geht mehr in die Breite als in die Höhe. Der Charakter ist der der Behaglichkeit. Wesentlich für die Gestaltung des Grundrisses ist die dem nördlichen Klima entsprechende Rücksicht, die meisten Wohnräume nach Osten und Süden zu legen. Direkt nach Norden gehen nur die Wirtschaftsräume, die Aufbewahrungskammern und die durch das Herdfeuer erwärmte Küche. Das Charakteristische für das englische Haus ist die Halle, ein in der Mitte gelegener Raum, etwa unserem Wohnzimmer entsprechend; in kleineren Häusern, wo der Drawingraum, das eigentliche Besprechungszimmer fehlt, tritt vielfach die Halle an seine Stelle, die oft als Ess-, Wohn- und Empfangsraum dient. Ebenso einfach wie das Haus — eigentliche Gesellschaftsräume finden sich nirgend — ist auch die Einrichtung. Die Möbel zeigen den Stil des ausgehenden 18. Jahrhunderts, schlanke dünne Formen mit wenig Schmuck. Großen Werth legt man auf die Helligkeit der Zimmer. Helle Tüllvorhänge sind am beliebtesten. Einen besonderen Reiz dieser Landhäuser bildet der Garten. Der sogenannte englische Garten, die Landschaftsanlage, findet sich in England fast nicht mehr. Vorherrschend ist die einfache Beeteinteilung, wie sie in unsern Kuchengärten noch üblich ist. Redner betonte zum Schluß seiner fesselnden Ausführungen, daß die englische Architektur und Wohnkultur, wenn auch nicht von uns übernommen, so doch in vielen Einzelheiten als Anregung betrachtet werden sollte. — Im Anschluß an den Vortrag theilte Herr Rechtsanwalt Laaff mit, daß die Gesellschaft beabsichtige, in Wiesbaden ein modernes Musterhaus zu bauen, dessen Kostenpunkt auf 40.000 A veranschlagt wurde. 28.000 A sind zu dem Zwecke bereits aufgebracht und forderte Redner Interessenten auf, das Unternehmen durch rege Theilnahme zu fördern.

□ Der Titel. Dem Publikum dürfte es noch wenig bekannt sein, daß die Bezeichnung „Polizeiwachmeister“ bei der Rgl. preuß. Schutzmannschaft bisher eine falsche war. Diese Bezeichnung führte bisher die Bezeichnung Schutzmannswachmeister. Auf Anregung des Berliner Polizei-Präsidenten hat nun der Minister des Innern bei allen Rgl. Polizei-Verwaltungen Umfrage halten lassen, wie sich die fraglichen Behörden resp. die Schutzmannswachmeister dazu stellen, wenn man letzteren den Titel „Polizeiwachmeister“ verleihen würde. Die Behörden haben sich denn auch dahin erklärt, daß der Titel „Polizeiwachmeister“ entschieden eine richtigere Bezeichnung wäre als Schutzmannswachmeister. Die Umtaufe der Schutzmannswachmeister wird nun demnach durch den Minister erfolgen. Dem Publikum wird es schließlich gleichgültig sein, ob es von einem Schutzmanns- oder einem Polizeiwachmeister beschützt wird. Weser hätte der Herr Minister gethan, wenn er an Stelle dieses Titelwechsels für die Aufbesserung des Gehaltes dieser Beamten gesorgt hätte; beträgt doch dieser nur 1500 bis 1800 A.

□ Kirchliche Volkskonzerte. Wie alljährlich wurde auch diesmal das erste Konzert im neuen Jahre mit dem von Grobe komponirten, von Grobmann für Orgel arrangirten Liede „Mit dem Herrn sang alles an“ eröffnet und damit der Wunsch in dem alle diese Konzerte abgehalten werden sollen, ausgedrückt. Die musikalischen Leistungen aller Vortragenden standen auf der Höhe künstlerischen Könnens und erfüllten ihren Zweck, durch die Kunst erfreuend, religiös erhebend zu wirken, in vollster Weise. Fräulein Fanny Bornträger sang mit voller sympathischer Sopranstimme die Sonate pathétique von Beethoven, welcher sie in geschickter Weise als Text Worte des 105. Psalmes untergelegt hatte, dann mit obligater Violinbegleitung, welche von Herrn Felix Bott in schönster Weise angeführt wurde. „Neue“ von Gounod, und das Lied von Hügel „Wie groß Dein Lieb auch sei“, dessen Schlussvers „Und kommt der ewige Morgen“ als eine fremde Verheißung von erhebender Wirkung war. Herr Max Schindbach, Solocellist des Stadt. Kurorchesters, der als Künstler im Konzertsaal wohl bekannt und anerkannt ist, zeigte, daß er auch auf dem Gebiete der kirchlichen Musik das Richtige zu treffen wußte. Seine Cellofili „Maggio“ von Boccherini und „Andacht im Walde“ von Popper waren wahre Perlen schöner, religiös empfindender Musik. Besonders die letzte Komposition „Andacht im Walde“ in welcher sich von den andächtig erhebenden Klängen des Cello's die Orgelbegleitung mit den hell jubelnden Stimmen der Waldböden reichend abhob, war von wunderbarer schöner Wirkung und fand obseitige Bewunderung. Herr Grobmann spielte außer dem oben erwähnten Eröffnungslied noch in feinsinniger Weise „Invocation“ von Guilmant und gab mit einem entsprechenden Orgelnachspiel diesem ersten Konzert im neuen Jahr einen würdigen Abschluß. — Für das Konzert heute Mittwoch Abend haben die Konzertfängerin Frä. Clara Funke aus Frankfurt a. M. und Herr Ludwig Schotte von hier (Violine) ihre Mitwirkung freundlichst zugesagt. Zum Vortrag kommen Lieder von Curichmann, Wonnemann und Schmidt, Willkomm, Violinoli von Bott und Bagini, Orgelfoli von J. S. Bach und Guilmant, welche diesmal Herr P. Weber ausführen wird. Das Konzert findet wie immer bei freiem Eintritt Abends von 6-7 Uhr in der Marktkirche statt.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 9673



Nr. 2.

Donnerstag, den 12. Januar 1905.

20. Jahrgang.

Eine historische Minister Sitzung.

„Die revolutionäre Gehe
Verstößt ja gegen die Gehe.
Der Zar sei autonomer Chef!“
So sprach der Graf Murawiew.

„Der Zar kann doch in seinen Ländern
Gesetze, die bestehen, ändern.
Er gebe Rechte seinem Volk!“
So sprach der Fürst Swiatopolk.

„Was soll das Volk mit solchen Sachen,
Wie Budget und Etat, denn machen?
Es steckt zu tief in seinem Soff!“
So sprach der Herr von Kokowzow.

Wer heute, meine lieben Kinder,
Dem Volk was gibt, der ist ein Sünder,
Den Gott mit Höllestrafen treff!“
So sprach der Herr Robjedonosjew.

„Was ihr da redet ist ja Quatsch!
Und droht der große Kladd'radatsch.
Gewähr' dem Volke seine Bitte,
Großmächt'ger Zar!“ So sprach Herr Witte.

Da schrieb in einem Manifeste
Der Zar, er wolle stets das Beste;
Es staunt das Volk: „Welch weiser Zar!“
Und alles blieb, so wie es war!“

„Jugend“.

Pech.

Humoreske von Reinhold Ortmann

(Nachdruck verboten.)

Als Herr Heinrich Waltemath sich's auf einem Eksploz
des Schnellzuges, der ihn der Reichshauptstadt zuführen
sollte, nach Möglichkeit bequem gemacht hatte, zog er still
lächelnd eine Photographie aus der Tasche, in deren Be-
trachtung er sich mit innigem Behagen vertiefte. Es war
gewissermaßen ein Vorgeschnack des ihn erwartenden Glückes,
den er damit genoss. Denn nur, um das auf diesem Bilde
dargestellte weibliche Wesen endlich von Angesicht zu An-
gesicht zu sehen, fuhr er ja nach Berlin. Ihr Inneres,
das heißt ihren Charakter und ihr Seelenleben, kannte er
bereits ganz genau. In einem halben Duzend sehr aus-

führlicher und sehr gefühlvoller Briefe hatte sie ihn dar-
über so eingehend unterrichtet, als es auf dem Wege post-
lagernder Korrespondenz nur immer möglich ist. Halb im
Scherz nur hatte der stattliche, vierzigjährige Junggeselle
vor etwa vier Wochen auf das Zeitungsinferat geantwortet,
in welchem eine „junge, distinguierte, aber durch traurige
Schicksale vereinsamte“ Dame anregenden Briefwechsel mit
einem gleichgestimmten männlichen Wesen suchte; aber schon
die erste Herzensergießung der geheimnisvollen Unbekannten
hatte ihn mit so schrankenloser Hochachtung vor den
Vorzügen ihres Geistes und Gemütes erfüllt, daß er nun
auch seinerseits alles aufgeboten hatte, was an schriftstelli-
scher Begabung in ihm schlummerte, um ihr eine gleich
günstige Meinung von seinem inneren Menschen beizubrin-
gen. Das gegenseitige Wohlgefallen hatte sich mit jedem
weiteren Briefe gesteigert, und vor acht Tagen war es zum
Austausch der Photographien gekommen, wobei Heinrich
Waltemath selbst seine kühnsten Erwartungen weit über-
troffen sah. Denn wenn auch seine Korrespondentin, die
ihm ihren Namen noch immer nicht verraten hatte, des
Lebens erste Maienblüte bereits hinter sich haben mochte,
so war sie doch mit ihrem feingeschnittenen Gesicht und
ihren träumerischen, dunklen Augen geradezu eine Schön-
heit. Und die Vorstellung, den Rest seines Lebensweges an
der Seite dieses holden Wesens zurücklegen zu dürfen, ge-
wann für Heinrich Waltemath bei der Betrachtung des —
nach der Versicherung der Dargestellten „sehr unvorteilhaft-
ten“ — Porträts einen so unwiderstehlichen Reiz, daß er
seine schöne Unbekannte mit wendender Post beschwor, ihm
endlich eine persönliche Zusammenkunft zu bewilligen. Und
die hochsinnige Dame war nicht unerbittlich gewesen. Zwar
hatte sie noch immer den Schleier nicht gelüftet, der ihm
ihren Namen und ihren Stand verhüllte; aber sie hatte ihm
für den übernächsten Abend punkt 9 Uhr ein Rendezvous in
einer genau bezeichneten kleinen Berliner Konditorei zuge-
standen. Und nie in seinem Leben hatte Heinrich Waltemath
einem kommenden Ereignis mit so hochgespannten und freu-
digen Erwartungen entgegengesehen, als diesem Stellbich-
ein, das nach seiner Ueberzeugung von entscheidender Bedeu-
tung für sein ganzes künftiges Leben werden würde.

Vermutlich hätte er die ganze Fahrt mit der Betrach-
tung des Bildes zugebracht, wenn nicht auf der nächsten
Station ein dicker, ältlicher Herr zu ihm ins Coupé ge-
stiegen wäre, der ihn sofort in der neugierig zudringlichen
Art jener Leute fixierte, die notwendig mit jedem Reise-
genossen sofort ein Gespräch anknüpfen müssen. Heinrich
Waltemath schob also sein teures Besitztum hastig wieder in

die Tasche und ergab sich in sein Geschick. Der Coupégefährte erwies sich übrigens bald als ein gar nicht so übler Gesellschaftler. Er stellte sich als der Rentier Wilhelm Pining aus Neuenhagen vor und erzählte offenerherzig, daß er in einer Prozeßangelegenheit nach Berlin fahre, wo er seit mehr als dreißig Jahren nicht mehr gewesen sei.

„Das Ding soll ja inzwischen unheimlich angewachsen sein,“ meinte er. „Man wird am Ende seine liebe Not haben, sich zu orientieren. Wissen Sie in Berlin Bescheid, mein Herr?“

„Einigermassen. Und wenn ich Ihnen mit irgend einer Auskunft dienen kann —“

„Man hat mir da ein Hotel Garni empfohlen — in der — ja, wie hieß doch die Straße gleich? — Warten Sie — ich habe die Adresse in meinem Portefeuille.“

Etwas umständlich brachte er seine Brieftasche zum Vorschein. Und als er sie öffnete, sah Heinrich Waltemath die Zipfel einiger bräunlichen Papiere herauslugen, die sein geübtes Auge sogleich als Tausendmarkscheine erkannte.

„Nehmen Sie sich nur in acht, daß Ihnen ihr Portefeuille nicht gestohlen wird,“ sagte er wohlmeinend, „die Berliner Taschendiebe sind sehr geschickt.“

„An mich soll sich nur einer herantwagen,“ meinte Herr Pining lachend. „Ich denke, es würde ihm herzlich schlecht bekommen.“

Er hatte inzwischen die gesuchte Adresse gefunden, und an die Auskunft, die ihm sein Reisegefährte bereitwillig erteilte, knüpfte sich eine lebhafteste Unterhaltung, in deren Verlauf die beiden Herren recht gut miteinander bekannt wurden.

„Wenn es Ihnen recht ist, werden wir nach der Ankunft zunächst irgendwo zusammen speisen,“ schlug Herr Pining vor. „Wenn ich jemandem begegne, der mir gefällt, habe ich immer das Bedürfnis, die neue Bekanntschaft mit einem Glase Wein zu begießen.“

Da Heinrich Waltemath auch lieber zu zweien als allein speiste, und da ihm nach der um 6 Uhr erfolgenden Ankunft immer noch volle drei Stunden bis zu seinem mit brennender Sehnsucht erwarteten Rendezvous blieben, willigte er ohne Bedenken ein.

Auf dem Bahnhof war ein großes Gedränge, und der bide Herr Pining, der sich nach kleinstädtischer Weise mit einem Haufen Handgepäck belastet hatte, wurde tüchtig hin- und hergestoßen, ehe er sich aus dem Menschenknäuel herauszuarbeiten vermochte. Er schimpfte denn auch weiblich auf das weltstädtische Treiben, dem er durchaus keinen Geschmack abgewinnen könne. Und seine Laune besserte sich erst, als er mit dem neuen Bekannten an einem einladend gedeckten Tischchen saß und als der goldige Rheintwein vor ihnen in den bauchigen Römern funkelte. Das Diner war ausgezeichnet und bei heiterem Gespräch vergingen die Viertelstunden wie im Fluge.

Heinrich Waltemath war überrascht, als ein Blick auf die Uhr ihn belehrte, daß es bereits acht vorüber war, und er begann, sich zum Ausbruch vorzubereiten. Da ihm Herr Pining vorhin eine von seinen importierten Zigarren angeboten hatte, wollte er sich revanchieren und griff in die Tasche neben ihm hängenden Ueberziehers.

Aber was er daraus zum Vorschein brachte, war nicht sein Zigarrenetui, sondern eine Brieftasche, deren Dasein ihn um so mehr überraschen mußte, als er sich nicht erinnerte, sie je zuvor gesehen zu haben. Er wollte seiner Verwunderung Ausdruck geben; doch ehe er auch nur ein einziges Wort hatte vorbringen können, fuhr sein Gegenüber wie elektrisiert vom Stuhle empor und streckte über den Tisch hinweg die Hand nach der Brieftasche aus.

„Erlauben Sie, mein Herr — das ist ein verdammt schlechter Witz. Wie kommen Sie zu meinem Portefeuille?“

„Ja, das möchte ich Sie fragen. Wenn dies wirklich Ihr Portefeuille ist, so müssen Sie selbst es in meinen Ueberzieher gesteckt haben.“

„Ich? — das ist doch nicht Ihr Ernst. Und da der Spaß nun wohl ein Ende hat, geben Sie mir vielleicht auch die drei Tausendmarkscheine zurück, die sich vorhin in der Brieftasche befanden.“

„Herr — das ist eine Unverschämtheit! Ich wiederhole, daß ich nichts mit Ihrem Portefeuille zu schaffen hatte, und daß ich nicht weiß, wie es in meinen Ueberrock gekommen ist.“

Herr Pining hatte unterdessen wiederholt sämtliche Fächer der Brieftasche untersucht und sein Gesicht hatte eine bedenkliche Röte angenommen.

„So? — Sie wissen es nicht? — Und Sie haben also auch keine Ahnung, wo meine dreitausend Mark geblieben sind? — Nun, dann werden wir wohl aus einer anderen Tonart miteinander reden müssen. Kellner — einen Schutzmann! Dieser Herr ist ein Taschendieb und hat mich bestohlen!“

Heinrich Waltemath sprang auf und würde seinem Reisegefährten zu Leibe gegangen sein, wenn er nicht durch die herzuspringenden Kellner daran verhindert worden wäre. Es gab einen gewaltigen Tumult, ein lärmendes Hin und Her von Beschuldigungen und gerechten Hornesausbrüchen, bis der von Herrn Pining stürmisch verlangte Schutzmann erschien und die Streitenden aufforderte, ihm behufs Feststellung des Tatbestandes zur Polizeiwache zu folgen.

„Fällt mir gar nicht ein!“ schrie Waltemath, „ich habe keine Zeit. Wenn dieser verrückte Kerl etwas von mir will — da ist meine Karte.“

Er machte Miene, sich zu entfernen. Aber im nämlichen Moment fühlte er sich von einem halben Duzend kräftiger Fäuste gepackt und sehr ungsant in seiner Bewegungsfreiheit gehindert.

„Er will ausreißen! — Haltet ihn! — Das ist einer von den ganz Gefährlichen!“

Und all seines Sträubens und Welterns ungeachtet wurde der Bedauernswerte unter Gefolgschaft eines höchlichst belustigten Menschenhaufens nach der glücklicherweise nicht sehr weit entfernten Polizeiwache geschleppt. Da erst kam ihm mit voller Klarheit zum Bewußtsein, in eine wie kritische Situation er ohne alles Verschulden geraten war. Daß die Brieftasche wirklich das Eigentum des Herrn Wilhelm Pining sei, konnte nach den noch darin befindlichen Papieren und Aufzeichnungen ebensowenig einem Zweifel unterliegen, als er die Tatsache in Abrede zu stellen vermochte, daß sie sich in seinen Ueberrock verirrt habe. Auch gestand er unumwunden zu, vorhin etwas von dem Vorhandensein einiger Tausendmarkscheine wahrgenommen zu haben. Und darüber, daß er unter diesen Umständen einigermaßen verdächtig erscheinen mußte, durfte er selber sich keiner Täuschung hingeben. Es half ihm nichts, daß er sich durch allerlei Brieschaften und Papiere zu legitimieren versuchte, zähneknirschend mußte er es geschehen lassen, daß man ihn einer sehr eingehenden Leibesvisitation unterzog, und daß man ihn auch dann noch nicht für gerechtfertigt ansah, als keiner der gesuchten Tausendmarkscheine gefunden wurde.

„Vielleicht hat er sie verschluckt!“ schrie Herr Pining. „Man muß ihm etwas eingeben. Und man darf ihn keinen Moment aus den Augen lassen. Wo und wie auch immer die Banknoten zum Vorschein kommen mögen, ihre Identität wird sich immer feststellen lassen. Ich habe die Nummern hier in meinem Notizbuche.“

Iwar unterblieb einstweilen die Anwendung des von Herrn Pining vorgeschlagenen Mittels; aber von einer Entlassung des Verdächtigen war keine Rede. Und als der anwesende Kriminal-Kommissar noch einmal die bei ihm vorgefundenen Gegenstände durchmusterte, kam plötzlich ein Ausruf der Ueberraschung von seinen Lippen.

„Wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, mein Bester, in welchen Beziehungen Sie zu dieser Dame stehen und wo sich dieselbe augenblicklich befindet?“

Es war die Photographie der schönen Unbekannten, die ihn zu dieser Frage veranlaßt hatte. Und als Heinrich Waltemath in flammender Entrüstung erwiderte, daß eine ginge die Polizei so wenig an wie das andere, meinte der Beamte gelassen:

„Nun, wir werden es auch ohne Ihr Geständnis erfahren. Aber Sie werden sich nicht wundern dürfen, wenn wir jetzt keinerlei Umstände mehr mit Ihnen machen. Ich kenne nämlich diese Photographie sehr genau. Sie nimmt unter der Rubrik „Hochstaplerinnen“ einen bevorzugten Platz im Verbrecheralbum ein, und wir sind eben jetzt auf der Suche nach dem Original.“

„Das ist ein Irrtum!“ protestierte der in seinen heiligsten Empfindungen Verletzte. „Ich kenne den Namen der Dame nicht; aber ich weiß, daß sie eine sehr distinguierte Persönlichkeit ist. Sie können sich selbst davon überzeugen; denn das Original dieses Bildes befindet sich augenblicklich in der ... sehen Konditorei am ... Platz, um mich zu erwarten.“

Es war ihm halb gegen einen Willen entfahren, und er hätte das rasche Wort gern zurückgenommen, wenn es noch möglich gewesen wäre. Das eigentümliche Lächeln des Kommissars wollte ihm gar nicht gefallen. Noch weniger freilich gefiel es ihm, daß er die ganze Nacht als Polizist

gefangener verbringen mußte. Er hatte sich diesen Abend in Berlin wahrlich ganz anders vorgestellt. Und wenn Verwünschungen die Kraft hätten, zu töten, würde Herr Pining den kommenden Morgen schwerlich erlebt haben.

Dieser Morgen aber zeigte dem bedauernswerten Opfer ein ganz anderes Gesicht. Er wurde demselben Kommissar vorgeführt, der ihn gestern Abend so schlecht behandelt hatte, und er wurde von dem Beamten mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen.

„Der glücklichste Zufall von der Welt hat Ihre Schuldlosigkeit noch in der verwirklichten Nacht erwiesen, mein Herr! Im Besitz eines berüchtigten Taschendiebes, den man auf frischer Tat am Bahnhof verhaftete, wurden unter anderem drei Tausendmarktscheine vorgefunden, deren Nummern mit den von Ihrem bestohlenen Reisegefährten aufgezeichneten übereinstimmen. Und der Spitzbube bequemt sich zu dem Geständnis, daß er die entwundene Brieftasche, nachdem er sie ihres Geldinhalts beraubt, dem ersten besten Reisenden in den Lieberzieher praktiziert habe, um sich des gefährlichen corpus delicti zu entledigen. Ihr Mißgeschick ist in hohem Maße bedauerlich, aber Sie dürfen nicht uns dafür verantwortlich machen.“

„Und die Dame in der F...schen Konditorei? Man hat sie doch hoffentlich nicht ebenfalls belästigt?“

„Sie sitzt seit gestern Abend hinter Schloß und Riegel, und wir sind Ihnen für den freundlichen Fingerzeig zu besonderem Danke verpflichtet. Es war wirklich die, welche wir seit Wochen suchten. Eine abgefeimte Hochstaplerin, die es besonders auf reiche Sumpel aus der Provinz abgesehen hatte.“

Heinrich Waltemath sagte kein Wort mehr. Aber er drückte dem Polizei-Kommissar mit einer für diesen sehr überraschenden Wärme die Hand. Und als er eine Stunde später den heimatischen Gesilden wieder entgegenfuhr, sagte er sich in seines Herzens Stille, daß er bei allem Pech doch eigentlich noch recht viel Glück gehabt habe.

Anonyme Korrespondenzen mit einsamen, distinguierten Damen aber hat er seitdem nie mehr geführt.



Mac Ollens Rache.

Amerikanische Humoreske,

erzählt von Mac Ollens Kutscher.

(Nachdruck verboten.)

Mein Name ist William, aber ich werde John genannt, denn mein Herr heißt auch William und seine Frau mag es nicht, daß wir beide „Ja“ antworten, wenn sie aus dem Fenster nach ihm ruft.

Mac Ollen war in Chicago gewesen und hatte dort für einen billigen Preis einen Benzintwagen oder Automobil, wie sie es nennen, gekauft, das ganz und gar feuerrot angestrichen war. Der Auktionator fuhr es selbst auf unseren Hof, wo es mit allen Ehren von Mac Ollen, seiner Frau, seinem Nachbar Pittermann und mir empfangen wurde.

„Jetzt handelt es sich nur noch darum, daß Du Dein Examen machst, damit Du die Erlaubnis zum Fahren bekommst,“ sagte Pittermann.

„Ja, das ist wahr, man muß sich ja einer Prüfung unterwerfen, um eine solche zu bekommen. Worin mögen sie einen wohl examinieren?“ fragte mein Herr.

„Das weiß ich nicht,“ sagte Pittermann, „aber ich muß morgen nach Chicago, dann will ich mich danach erkundigen.“

„Kaufe mir dann, was ich an Büchern, Reglements und sonstigen Sachen gebrauche.“

„Will ich besorgen,“ sagte Pittermann, und damit ging er fort.

Am nächsten Abend trat er an mit Steffens Buch „Ueber das Automobilfahren“, „Regeln für Automobilfahrer“, „Rortons Geographie“, zwei Paar Voghandschuhe und zwei Gesichtsmasken.

„Hier, Mac Ollen,“ sagte er, „hast Du alles, was Du brauchst. Die Regeln mußt Du natürlich auswendig lernen, aber die Geschichte von dem Fahren brauchst Du nicht Wort für Wort aufzusagen. Was die Geographie betrifft, mußt Du die Einwohnerzahl aller nordamerikanischen Städte, die über 50 000 Einwohner haben, an den Fingern her zählen können, und natürlich mußt Du die Namen aller Staaten und ihre Hauptstädte wissen.“

„Geographie muß ich auch noch lernen um das bißchen Automobilfahren?“

„Ja, sich mal, mit einem solchen Ding kannst Du ja in ein paar Tagen durch ganz Amerika fahren.“

„Ja, das kann ich natürlich,“ sagte Mac Ollen und sah furchtbar wichtig aus.

„Es ist also wohl nur in der Ordnung, wenn die Kommission verlangt, daß Du das Land einigermaßen kennst.“

„Aber was sind das denn für Handschuhe?“

„Das sind Vogershandschuhe. Sie haben dort in der Anstalt solche Art Bremsapparate, an denen die Leute ihre Arme kräfte zeigen müssen. Es ist so was wie eine kleine Dampfmaschine von vier Pferdekraften, die Du mit einem Ruck zum Stillstehen bringen mußt, damit die Leute sehen, daß Du dazu taugst, im Augenblick der Gefahr Deinen Wagen in voller Fahrt zu bremsen. Der Vorlesende riet mir auch, Dir zu sagen, Du solltest täglich dreimal eine halbe Stunde bogen.“

„Aber mit wem, zum Teufel, soll ich mich denn bogen?“

„Du kannst Dich ja mit John bogen,“ sagte Pittermann.

John war ich, und ich sah bei Nachbar Pittermanns Worten wohl nicht besonders erfreut aus, denn mein Herr sagte gleich:

„Ja, John, willst Du zehn Dollar damit verdienen, daß Du Dich einen Monat mit mir bogest?“

Zehn Dollar hängen ja nicht auf den Bäumen, und ich sagte jetzt natürlich gleich ja.

Mac Ollen plagte sich von jetzt an furchtbar mit dem Lernen. Wenn er zu Bett ging und wieder aufstand, mußte seine Frau ihm die Fahrregeln, die Einwohnerzahlen und alles Uebrige überhören, und dreimal täglich bogten wir uns in der Scheune, daß die Knochen knackten, und ein paar Mal, wenn mein Herr mich geärgert hatte, versetzte ich ihm Stöße, daß er sich vor Schmerzen wand. Als ein Monat vergangen war, meinte er, er verstände seine Sachen nun so gut, daß er ins Examen gehen könnte, und er lud mich ein, mit ihm nach Chicago zu kommen und der Vorstellung beizuwohnen.

Wir kamen in ein Kontor, wo Mac Ollen seinen Namen und seine Stellung zu Protokoll gab, und darauf mußten wir in ein Nebenzimmer gehen, wo ein Mann saß, der Doktor war, und ihn fragte, ob er an Schwindel, Krämpfen, Halluzination oder dergleichen litt, was mein Herr der Wahrheit gemäß mit „Nein!“ beantwortete. Dann legte er ein großes Papier mit etwas Gedrucktem darauf und wurde in ein anderes Zimmer gewiesen. Hier saß ein anderer Mann. Er las das Papier und holte dann eine Menge Zeugnisse hervor, von denen Mac Ollen sagen mußte, ob sie rot, grün, blau, weiß, gelb, schwarz usw. wären. „Es ist gut,“ sagte der Mann darauf. Mein Herr wuschte sich den Schweiß ab und flüsterte mir zu: „Damit bin ich ganz gut fertig geworden, obgleich ich mich gar nicht geübt hatte. Ich will hoffen, daß Pittermann nicht sonst noch was vergessen hat.“ Inzwischen hatte der Mann etwas unter das Papier gekriechen und sagte: „Hier haben Sie Ihren Fahrchein.“

„Soll ich denn die Fahrregeln nicht auflesen?“ fragte Mac Ollen.

„Nein, die wissen Sie wohl?“

„Na, darauf können sie Gist nehmen. Wollen sie mir denn auch nicht die Einwohnerzahlen und alles andere überhören?“

„Was reden Sie da eigentlich für dummes Zeug?“ fragte der Mann.

„Na, ich will nichts weiter sagen.“ Mac Ollen schämte vor Wut, als er ein sah, daß Pittermann ihn zum Narren gehalten und er sich wie ein Idiot aufgeführt hatte. Er schwor, daß er sich rächen wollte und unterwegs dachte er sich aus, was er tun wollte. Er weichte mich in den ganzen Plan ein und da ich Zeuge gewesen war, daß er sich zum Narren gemacht hatte, sollte ich auch Zeuge davon sein, wie er sich an Nachbar Pittermann rächte.

Am nächsten Morgen kam Pittermann zu uns. „Na, hast Du die Fahrerlaubnis bekommen?“ fragte er mit malitiosen Lächeln.

„Ja, natürlich. Aber sie haben Dich ja auf dem Kontor zum besten gehabt, Du Schafstopf. Ich wurde nicht in Geographie und den Regeln examiniert und brauchte auch keine Kraftprobe abzulegen. Sie erzählten mir aber, sie hätten vorige Woche einen jungen Bengel fortgesetzt, der sich immer ein besonderes Vergnügen daraus gemacht hätte, Idioten vom Lande, wie Du zum Beispiel, etwas aufzubinden und dem bist Du natürlich in die Hände gefallen, als Du in Chicago warst.“

„Das wäre doch des Teufels!“ sagte Pittermann. „Jetzt willst Du aber wohl ausfahren. Ich bin herüber gekommen, um eine kleine Tour mit Dir zu machen.“

„Ich will Dich nicht mithaben,“ sagte Mac Ollen. „Ich nehme John mit. Ich weiß ganz genau, wenn unterwegs irgend was passiert, so setzt Du Dich auf eine Graben-kante und wir können uns dann allein mit dem Wagen abquälen. Oder sonst bleibst Du in Chicago und läßt mich allein zu Hause fahren. Nein, ich will Dich nicht mit-haben!“

„Rede doch kein dummes Zeug, Mac Ollen. Wenn ich mit Dir fahre, so bleibe ich natürlich mit Dir zusammen, bis wir wieder hier auf dem Hofe halten.“

„Na, darauf verlasse ich mich doch nicht. Willst Du bei meiner Frau 1000 Dollar deponieren, die mir gehören, wenn Du nicht wieder mit zurückkommst?“

„Ich werde mich wohl hüten. Entweder wirfst Du mich ab und fährst mir dann fort oder Du fährst so schnell, daß ich mich nicht auf dem Wagen halten kann.“

„Natürlich habe ich keine Lumperei dabei im Sinn,“ sagte Mac Ollen unschuldig. „Du kannst selbst bestimmen, wie schnell und wohin wir fahren wollen. Ich friege die 1000 Dollar natürlich nur, wenn Du selbst sagst, daß Du nicht mehr mit willst.“

Pittermann zog sein Taschenbuch heraus. „Es sind aber nicht mehr als 550 Dollar darin. Das genügt wohl auch?“

„Vollkommen,“ sagte Mac Ollen und sah noch gleich-gültiger aus. „Du kannst Dir gern noch 100 Dollar wieder herausnehmen.“

Jetzt aber war Pittermann großmütig. „Nimm nur die ganze Geschichte, alter Junge,“ sagte er, „Du wirst das Geld schon wieder loswerden.“

„Das will ich hoffen,“ sagte Mac Ollen.

Gleich darauf fuhren wir ab. Mein Herr war sehr eifrig dabei. Er hatte doch großen Nutzen davon gehabt, daß er alle die Bücher gelesen hatte, denn er wußte jetzt mit allen Schikanen Bescheid. Wir fuhren gewiß schon drei Stunden und es ging ganz brillant, da sah ich, der hinten saß, daß mein Herr an eine kleine Feder drückte, die sich auf der rechten Seite befand. Sofort drehte sich der Wagen vier, fünf Male um seine eigene Achse und hielt dann still.

„Es ist gut, daß wir nicht umwarfen,“ sagte Pittermann. „Was kann denn los sein?“ Wir stiegen ab, be-fahren den Wagen und registrierten gewiß eine Stunde dabei herum, aber er ließ sich nicht zum Gehen bewegen. Dann sagte Pittermann: „Es bleibt uns nichts anderes übrig. Wir müssen das Vieh nach Hause schieben.“

Mac Ollen sah mich an.

„Sie müssen entschuldigen,“ sagte ich, „aber ich bin als Kutscher engagiert und nicht dazu, hinter einem Benzin-wagen herzulaufen und ihn zu schieben, und ich bin auch nicht dazu engagiert, drei Stunden neben einem Benzinwagen her-zulaufen, um wieder nach Hause zu kommen. Ich bin so schon müde und wenn der Herr nicht dafür sorgen will, daß ich nach Hause fahren kann, gehe ich lieber nach Chicago und suche mir andere Stelle. Dann will ich nicht länger bei ihm dienen!“

„Dazu kann man nichts sagen, Pittermann,“ sagte Mac Ollen. „So sind die Dienstboten heutzutage, und was er sagt, ist richtig. Er ist als Kutscher gemietet und nicht zum Automobilschieben. Komm und steig auf, John. Was recht ist, muß recht bleiben.“

„Wollen wir beide wirklich gehen und John nach Hause schieben,“ sagte Pittermann mit verbissener Wut.

„Uns wird wohl nichts anderes übrig bleiben,“ sagte mein Herr. „Das heißt, Du mußt allein schieben.“

„Allein?“

„Ja, einer muß ja steuern, sonst fahren wir in den Graben.“

„Aber damit können wir doch abwechseln,“ meinte Pittermann.

„Nein, das können wir nicht, denn Du hast keine Er-fahrung zum Automobilsfahren, aber ich habe sie und wenn wir einem Polizisten begegnen, so haben wir Unannehmlich-keiten. Nein, wir müssen die Arbeit so teilen, daß Du schiebst und ich steuere.“

Mit diesen Worten kletterte Mac Ollen zu mir her-auf. Ich wette darauf, daß wir alle drei an das Taschen-buch mit Pittermanns Geld dachten, welches in Mac Ollens Tasche steckte, aber keiner von uns sagte ein Wort davon. Ich denke aber, es war Pittermanns einziger Trost, wäh-rend er das Automobil nach Hause schob — was fünf Stun-

den währte — daß er auf diese Weise 550 Dollar ver-diente.

Als wir die Chaussee erreichten, drehte Mac Ollen sich nach Pittermann um und sagte:

„Jetzt mußt Du nicht so schnell schieben. Hier darf nur mit begrenzter Schnelligkeit gefahren werden.“



Vorher eingeklebt. Bruder (Holz): „Als ich sie fragte, ob sie mein sein wollte, warf sie sich an meine Brust und schluchzte wie ein Kind. Dann schlug sie die Arme um meinen Nacken und flüsterte mir ins Ohr, sie wär' so glücklich.“

Schwester: „Ja, sie erzählte mir, so würde sie es machen. Seit drei Wochen hat sie diese Szene mit ihrem Vetter Karl eingeübt.“

Charivari.

„Die glückliche Familie.“ Ein Menageriebefitzer hat einen Löwen, einen Tiger, einen Wolf und ein Lamm zu-sammen in einen Käfig gesperrt und führt diese Kammer unter der Bezeichnung „Die glückliche Familie“ vor. Als er neulich gefragt wurde, wie lange diese Tiere schon zusammen leben, antwortete er: „Seit zehn Monaten, aber das Lamm muß von Zeit zu Zeit er-muert werden.“

Puck.

Tröstend. Klein Elschen: „Und Du bist also ein altes Mädchen, liebe Tante — wirklich ein altes Mädchen?“

Tante Anna: „Ja, liebes Elschen, ich bin wirklich ein altes Mädchen.“

Klein Elschen (tröstend): „Nimm's aus's Tanchen, gräme Dich deshalb nicht. Ich weiß, es ist nicht Deine Schuld.“

Schut.

Englischer Humor.

Mutter: „Höre mal, Elli, ich war sehr entrüstet über den kalten Empfang, den Du Fräulein Borestone bereitet hast, als sie heute zum Besuch kam.“

Elli: „Ach ja, Mama, aber ich habe meine Unart später wieder gut gemacht.“

Mutter: „Wirklich?“

Elli: „Ja, in der Tat, Du hättest mal sehen sollen, wie herzlich ich ihr Lebewohl gesagt habe.“

* * *

„Haben Sie schon einmal Bankrott gemacht?“ fragte beim Verhör der gegnerische Anwalt einen als Zeugen geladenen Handelsmann.

„Nein, niemals!“ lautete die bestimmte Antwort.

„Überlegen Sie jetzt sorgfältig Ihre Antwort: Haben Sie schon einmal Ihre Zahlungen eingestellt?“

„Jawohl.“

„Aha,“ sagte der Rechtsanwalt mit einem triumphierenden Lächeln, „ich dachte mir's wohl. Nun, erzählen Sie doch dem Gerichtshof, wann das gewesen ist.“

„Nachdem ich alles bezahlt hatte, was ich schuldig war.“

(Lit-Gits.)

Von einem mißglückten Hervorruf berichten amerikanische Blätter. „Dichter heraus!“ rief jüngst in Hart-ford (Connecticut) bei einer Aufführung der „Antigone“ einer der Gesetzgeber des Staates, und ließ sich nicht eher beruhigen, als bis ihm erklärt wurde, Sophokles wohne nicht in Hartford, sondern sei bereits „vor einiger Zeit“ in Athen gestorben.



Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur. Moriz Schäfer, Wiesbaden



Nr. 10.

Donnerstag, den 12. Januar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Hier wohne ich,“ sagte der Rittmeister, „dort in dem weißen Häuschen rechts. Ich bin mit meiner Tochter allein, das Unterhaus und einige Zimmer in der ersten Etage genügen uns, man muß sich nach der Decke zu strecken wissen. Von ihrem anfangs bedeutenden Vermögen hat meine Frau mir nur einen geringen Bruchtheil hinterlassen, sie wollte ihr Vermögen selbst verwalten, dagegen ließ sich nichts einwenden, das Geld war ja ihr Eigenthum.“

Ein leiser Seufzer folgte diesen Worten, die Ursache desselben war leicht zu errathen.

„Aber nun haben Sie mich bis hierher begleitet, nun müssen Sie auch einen Augenblick eintreten“, fuhr der alte Herr, einen heiteren Ton anschlagend, fort, „ich will Ihnen ein merkwürdiges Spiel der Natur zeigen.“

„Und das wäre?“

„Habe ich Aehnlichkeit mit Ihrer Schwester?“

„Durchaus nicht.“

„Schön, meine Frau glich ihr ebenfalls nicht und wenn Sie nun meine Tochter betrachten, so glauben Sie das verjüngte Ebenbild Abalgundes zu sehen, — ist das nicht ein seltsames Spiel der Natur?“

„Sollte da nicht Ihre Phantasie —“

„Nein, nein, es ist Wahrheit, kein Phantasiegebilde, Sie werden sich selbst davon überzeugen. Außerdem habe ich in meinem Hause einen ausgezeichneten Magenbittern, den ich selbst braue, und von dem ich stets vor Tisch ein kleines Gläschen trinke. Sie sollen ihn versuchen, er reizt den Appetit.“

Hermann fand keine Zeit zu einer ablehnenden Antwort, der Rittmeister hatte bereits die Hausthür geöffnet, er schob seinen neuen Freund ins Haus hinein, und der junge Rechtsanwalt stand gleich darauf im Wohnzimmer einer jungen Dame gegenüber, die der Rittmeister als seine Tochter Leontine vorstellte.

Die Aehnlichkeit mit Abalgunde war in der That für den der die Baronin in ihrer Jugend gekannt hatte, überraschend.

Dieselbe hohe schlankgestalt, dieselben klassischen Gesichtsförmungen von üppigem, braunem Haar umrahmt, dieselben dunklen seelenvollen Augen mit ihrem fesselnden Zauber, dieselben schelmischen Grübchen in Kinn und Wangen, ja sogar dasselbe Lächeln, das wie Sonnenschein die purpurrothen Lippen umspielte.

Die Toilette war sehr einfach, aber geschmackvoll, eine gelbe Rose auf dem Busen bildete den einzigen Schmuck, den Leontine trug. Einfach und geschmackvoll war auch die Ausstattung des kleinen Zimmers, man konnte sich augenblicklich heimisch in ihm fühlen.

Alles das hatte Hermann mit einem raschen Blick erkannt, mit einer tiefen Verbeugung bat er wegen der Störung um Entschuldigung, während der Rittmeister heiter lachend eine Flasche aus dem Buffetschrank holte und zwei Gläser füllte.

„Ach was, Störung,“ sagte er scherzend, während er dem Gaste ein Gläschen überreichte, „meine Leontine ist ein Solдатenkind; Unvorgesehenes darf sie nicht überraschen.“

Leontine hatte ihm mit heiterer Miene einen Stuhl angeboten, ihre Blicke begegneten sich, Purpurgold übergoß ihr schönes Antlitz.

„Papa sagt die Wahrheit“, versetzte sie, und ein leises Zittern machte in ihrer Stimme sich bemerkbar, „es ist nicht denkbar, daß Ihr angenehmer Besuch uns stören könnte.“

„Sie sind im Begriff, zu Tisch zu gehen“, stotterte er verwirrt.

„So gehen wir eine halbe Stunde später“, scherzte sie, „daß kommt ja oft vor, Papa bringt häufig einen Freund mit.“

Der Advokat trank sein Gläschen aus; wenn auch das Gegenheil behauptet wurde, er fühlte doch, daß er hörte.

„Empfangen Sie herzlichen Dank für die liebenswürdige Aufnahme“, sagte er, dem erröthenden Mädchen die Hand reichend, „empfehle ich mich jetzt, gnädiges Fräulein, so hinterlasse ich nicht den Eindruck eines Störenfrieds, und ich darf mir die Ehre geben, zu gelegener Zeit noch einmal meine Aufmerksamkeit zu machen. Also, wenn Sie erlauben, auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ flüsterte sie, die braunen Augen zu ihm aufschlagend, „leben Sie wohl, Herr Doktor.“

Er ging hinaus, wie im Traume, keines klaren Gedankens war er in diesem Augenblicke fähig.

Der Rittmeister begleitete ihn zur Hausthür.

„Haben Sie nun die Aehnlichkeit auch entdeckt?“ fragte er leise.

„Sie haben nicht zu viel behauptet“, nickte Hermann, „meine Schwester muß sich auch davon überzeugen, ich hoffe, Sie werden die junge Dame mitbringen, wenn Sie Abalgunde besuchen.“

„Es soll mich freuen, wenn die beiden Damen sich innig mit einander befreunden, auf Wiedersehen, Herr Doktor!“

3. Kapitel.

Der Hauptmann Georg Tellenbach war gleich nach seiner Begegnung mit Hermann Steinfelder in das Cabinet seines Vaters gegangen. Er bemerkte die Verstimmung des alten Herrn nicht, der beim Eintritt seines Sohnes sofort sich bemühte, eine heitere Miene anzunehmen.

„Georg“, sagte er zu ihm, „Du wirst heute mittag allein speisen, ich fahre hinaus nach Eichenhorst.“

„Das wird Dir nicht unangenehm sein!“ scherzte Georg.

„Um, seitdem Baron Darboren die neue Köchin hat, ist seine Tafel nicht mehr so gut bestellt, wie früher, namentlich die Soucen lassen viel zu wünschen übrig, und gerade sie sind die Hauptsache. Erinnerst Du Dich noch des Themas, das wir vor einigen Wochen besprachen?“

„Wir haben manches besprochen, Papa.“

„Baroness Theodora von Darboren!“

Das Antlitz Georgs färbte sich dunkler, er fuhr mit der Hand langsam durch seinen Vollbart und schlug vor dem forschenden Blick seines Vaters die Augen nieder.

„Ich habe Dir damals gesagt, daß ich das Glück gehabt habe, die Baroness kennen zu lernen und mehrmals mit ihr zu unterhalten“, erwiderte er,

„Du sagtest mir auch, daß Du sie liebst.“

„Ich kann das heute nur bestätigen, aber es ist eine Liebe ohne Hoffnung.“

„Dem Muthigen gehört die Welt!“ fiel der Notar ihm in die Rede. „Weshalb ohne Hoffnung?“

„Weil Baron von Darboren voraussichtlich niemals in diese Verbindung einwilligen wird. Mir fehlt der Adel, die lange Ahnenreihe und das Haus Eichenhorst ist Majorat. Wenn Theodora von Darboren die Tochter eines armen Edelmanns wäre, à la bonne heure, ich würde mich nicht lange bedenken und im Sturmschritt mir Herz und Hand des geachteten Mädchens erobern. Unter den jetzigen Verhältnissen aber wage ich das nicht, ich könnte mich der Gefahr aussetzen.“

„Nusinn“, unterbrach ihn der Notar, der mit einem sarkastischen Lächeln in seine Dose griff. „Ich sehe da keine Gefahr. Der Tod den Du trägst, adelt Dich, und wird Deine Liebe erwidert, so wird der Baron wohl nachgeben müssen. Ich sagte Dir damals schon, Sorge nur für Gegenseitigkeit, das andere darfst Du mir getrost überlassen. Baron Darboren schuldet mir einigen Dank, meine Worte fallen bei ihm schwer in die Waagschale. Namentlich jetzt“, fuhr er fort, nachdem er die Briefe in gewöhnlicher Weise genommen hatte, „die Wittve des verstorbenen Majorats Herrn ist aus der Irrenanstalt entlassen, sie verlangt, in ihre Rechte wieder eingesetzt zu werden, da ist der Herr Baron mehr denn je zuvor auf mein Rath und meine Hilfe angewiesen.“

Georg blinnte überrascht auf, es schien, als ob ein dunkler Schatten des Unmuths über sein Antlitz glitt.

„Wenn jene Wittve Rechte besitzt, so müssen sie ihr eingeräumt werden“, sagte er ernst.

„Aber sie besitzt keine“, erwiderte sein Vater achselzuckend.

„Sie ist die Mutter des rechtmäßigen Majorats Erben.“

„Und dieser Majorats Erbe ist verschollen.“

„Er kann heute oder morgen zurückkehren!“

„Das ist nicht wahrscheinlich und geschähe es, so schließen einige Auserwählte im Familienstatut ihn von der Erbfolge aus.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte der Hauptmann, dessen Stirne sich in Falten gezogen hatte. „Baron Dagobert ist der einzige Sohn des verstorbenen Majorats Herrn, kehrt er zurück, so gebieten Ehre und Gewissen, ihm sofort das Erbe zu überliefern.“

„Nur in dem Falle, wenn kein Flecken auf seiner Ehre ruht, wenn er nicht wegen einer solchen Handlung zu entehrender Strafe verurtheilt worden ist“, erwiderte der alte Herr ruhig. „So bestimmt es das Familienstatut, Baron Dagobert hätte also vorher diesen Beweis zu liefern, und ich fürchte, daß dem leichtsinnigen Verschwender und Glücksritter das nicht gelingen wird. Uebrigens liegt die Möglichkeit seiner Rückkehr in sehr weitem Felde, und ich glaube nicht daran, und in diesem Falle ist Baron Kurt eo ipso Majorats Herr. Baron Dagobert wird jetzt 28 Jahre zählen, er ist seit 11 Jahren verschollen, in drei bis vier Jahren kann seine gerichtliche Todeserklärung beantragt werden, dann ist allen Formen des Gesetzes Genüge geschehen, und Baron Kurt bleibt für alle Fälle Besitzer des Majorats.“

„Mir will das alles nicht gefallen“, sagte Georg kopfschüttelnd, „nach meiner Anschauung kann das Majorat nur dann auf Baron Kurt übergehen, wenn das Ableben des rechtmäßigen Erben amtlich festgesetzt ist.“

„Das Gesetz bestimmt darüber anders“, fuhr der Notar fort, und wieder umzuckte das sarkastische Lächeln seine Lippen. „Da könnte ja nach Deinen Anschauungen der Verschollene nach 30 oder 40 Jahren als Bagabund heimkehren und den Baron sammt Kindern und Kindeskindern vertreiben! Das wäre dann ein schöner Lohn für all die Mühe und Arbeit! Nein, lieber Junge, wir stellen uns auf den gesetzlichen Boden und sichern dem das Erbe, dem es gebührt, der es nun schon seit 20 Jahren und noch länger verwaltet hat und von Rechtswegen die Früchte seines Fleißes beanspruchen darf. Es wird Dir nun klar geworden sein, wie sehr Baron Kurt meines Rathes und Beistandes bedarf, und wie schwer andererseits meine Worte bei ihm wiegen; somit darfst Du mit einiger Zuversicht auf Erfüllung Deiner Wünsche hoffen, vorausgesetzt, daß Baroness Theodora Deine Liebe erwidert. Nach dem Familienstatut müßtest Du, da der Baron keinen Sohn hat, den Namen Darboren dem Deinigen hinzufügen, die landesherrliche Genehmigung dazu würdest Du ohne Mühe erhalten und zugleich auch in den Adelsstand erhoben werden. Freiherr v. Tellenbach-Darboren, es klingt nicht übel, Georg!“

„Wenn das Alles auf dem Wege der Ehre erreicht werden kann, so acceptire ich es gerne“, sagte der Hauptmann, an den Enden seines Bartes drehend.

„Auf gesetzlichem und ehrlichem Wege“, nickte sein Vater. „Wenn ich das sage, so kannst Du beruhigt sein.“

Georg wanderte mit gedankenvoller Miene einige Male auf und nieder, seine Stirne war noch immer unwohl, den Erklär-

ungen seines Vaters schien er kein richtiges Vertrauen zu schenken; er sah den lauernden Blick nicht, der voll ungeduldiger Erwartung ihm folgte.

„Ich erkläre noch einmal, wäre Theodora die Tochter eines armen Edelmannes, so würde ich ohne Bedenken und Zögern um ihre Hand werben“, sagte er nach einer langen Pause, indem er am Fenster stehen blieb und in den herbstlich gefärbten Garten hinauschaute. „Ich habe mir früher den eigenen Verstand so hübsch gedacht, es ist Raum genug in diesem Hause, meine Gattin würde Dir eine liebevolle Tochter sein, und wir sind reich genug, daß ich nicht auf eine große Mitgift zu sehen brauche. Eine Dame, die ein großes Vermögen in die Ehe mitbringt, macht auch hohe Ansprüche, der Gatte ist in mancher Beziehung abhängig von ihrem Willen.“

„Ja, wenn der Gatte eben kein Mann ist!“ fiel sein Vater ihm scharf in die Rede. „Du sagst, wir seien reich genug; ich erwidere Dir darauf, daß man niemals zu reich sein kann. Du bist ehrgeizig, strebst vorwärts, der Adel und das Gold sind mächtige Verbündete in Deinem Streben. Für uns beide reicht unser Vermögen hin, bist Du verheirathet, so mußt Du ein großes Haus führen, Equipage und zahlreiche Dienerschaft halten, um den höheren Vorgesetzten zu beweisen, daß Du Deinen Stand zu repräsentiren verstehst. Später kannst Du abtreten und Dich der Verwaltung Deiner Güter widmen oder auch diese Verwaltung anderen übertragen und als Majorats Herr in der militärischen Carrière hohe Ehren erwerben.“

„Das sind Lustschlösser, Vater!“ sagte der Hauptmann achselzuckend, „es verlohnt sich nicht der Mühe, sie zu bauen, sie stürzen im nächsten Augenblicke doch wieder zusammen.“

„Die Lustschlösser, die ich baue, ruhen auf einem festen soliden Fundament“, erwiderte der alte Herr, „folge nur meinem Rathe, Du wirst mir später dafür danken!“

Der Eintritt des Schreibers unterbrach das Gespräch, er brachte die Meldung, daß der Wagen von Haus Eichenhorst vor der Thüre warte.

Der Notar trat vor den Spiegel, rüdtte seine weiße Halsbinde zurecht, fuhr mit der Hand einige Male über sein kahles Haupt und nahm dann ein Altkleid vom Schreibtisch, das er unter den Arm schob.

„Denk über meine Worte nach, Georg“, sagte er, indem er seinem Sohne die Hand reichte, „Du weißt, daß es mein höchster Wunsch ist, Dich glücklich zu sehen, dieser Wunsch allein ist die Triebfeder meiner Rathschläge. Ich komme bald nach Tisch zurück, vielleicht finden wir am Abend Zeit und Gelegenheit, weiter darüber zu reden.“

Er nickte ihm noch einmal zu und stieg bald darauf in den Wagen, der rasch mit ihm von dannen rollte.

„Sein übertriebenes Ehrgefühl kann alles verderben“, murmelte er ärgerlich als die Strahlen der Stadt hinter ihm lagen, „die volle Wahrheit darf er nicht erfahren. Menschen, die das Gesetz der Moral über das geschriebene Gesetz stellen, haben in manchen Dingen seltsame Anschauungen, man muß sie mit Glacéhandschuhen anfassen, wenn man auf freundschaftlichem Fuße mit ihnen stehen will.“

Der Notar kannte die Ehrenhaftigkeit seines Sohnes, er war stolz auf sie, aber in der Angelegenheit, die ihn jetzt beschäftigte, stand sie ihm hindernd im Wege.

Die Vorwürfe, die Hermann Steinfeld ihm gemacht hatte, mußte er, wenn er gerecht sein wollte, als begründet anerkennen, er war auch in allen schlimmen Dingen der Rathgeber des Barons gewesen, und konnte er sich auch über den erhaltenen Lohn nicht beklagen, so wollte er doch damit allein sich nicht begnügen.

Was Baron Kurt von Darboren gegenwärtig war, und was er bejah, das verdankte er im Grunde dem Rath und dem Dienstfeist seines Justitiars, er durfte nicht vergessen, daß dieser Mann ihn aus dem beneidenswerthen Besitz wieder verdrängen konnte.

Wenn nun der Justitiar für seinen Sohn um die Hand der Baroness warb, konnte, durfte der Baron ihm eine ablehnende Antwort geben?

Durch diese Verbindung sicherte er sich nur noch fester den Besitz des Majorats, und die Verbindung selbst war keine Mesalliance, wenn der Hauptmann in den Adelsstand erhoben wurde.

Uebrigens war eine Mesalliance in der Familie Darboren keine Seltenheit, hatte doch auch der verstorbene Majorats Herr die Tochter eines bürgerlichen Officiers geheirathet.

Der Blick des Notars schweifte mit einem triumphirenden Ausdruck über die weiten Felder und Wiesen, die vor ihm lagen und insgesammt zu dem Majoratsgute gehörten.

In der Ferne zeigte sich schon das stattliche Herrenhaus, das in seinem Innern so viele werthvolle Kunstschätze barg. Hinter dem Hause lag der Park, an den der große, wohlgepflegte und wildeiche Wald unmittelbar sich anschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie.

Wenn dich mit harten Eisenfesseln
Der kalte Ring des Lebens drückt
Und seine Dornen nur und Nesseln
Das Schicksal geißelnd um dich zückt,
Dann steure auf der Hoffnung Welle
Ins Wunderland der Phantasie
Und schöpfe vom kaskaden Quelle
Den Nektartrank der Poesie.

Es ist der Zaubertank des Schönen,
Den deine Schmerzensseele trinkt; —
Zu einem Gotte dich zu heben,
Der Genius des Glückes winkt,
Der auf des Traumes Jakobsleiter
Beseligt auf zum Himmel steigt,
Wo eine Göttin, ewig heiter,
Die Lippen ihm zum Kusse reicht.

Martino.

Erzählung von Rudolf Elch.

(Nachdruck verboten.)

In einem Strandhotel der Insel Rügen sah ich zum ersten Male den wunderlichen Mann, dessen Gesicht an Dornröschens Taufe erinnerte. Gute Genien hatten ihm bei der Geburt eine Fülle von Gaben in die Wiege gelegt; dann aber kam eine böse Fee, genannt Zufall, legte ihm den Finger auf den Mund und sagte höhnisch: Ich lähme Dir die Zunge, und alle Gaben sind entwertet.

Nach einer erquickenden Fußwanderung durch die schattigen Buchenwälder der von den blauen Fluten der Ostsee umspülten Insel war ich beim Sinken der Sonne in das Strandhotel eingelehrt. Es lag am Waldsaume, und während ich auf der Veranda im Angesicht des weiten Meeres, das im Licht der Abendsonne wie ein goldiger Riesenschild vor mir lag, mein Abendbrot verzehrte, kam es mir vor, als sei das Haus ausgestorben. Kein Gast war zu sehen, und der Kellner, der mir Speise und Trank gebracht, entschwand mit einer Hast wieder, als fürchtete er, durch die Erfüllung seiner Berufspflicht ein wichtiges Ereignis zu versäumen.

Als ich mich vom Tisch erhob und über den Hausflur schritt, wurde eine breite Türe geöffnet. Ein Tongewirr von Musik und schallendem Gelächter schlug an mein Ohr. Gleichzeitig bot sich meinen Blicken durch die Türöffnung der Anblick eines Saales dar, in dem sich zahlreiche Menschengruppen vor Tischen auszuschütten schienen. Die Quelle dieser Heiterkeit entsprang einem Gesangsduett, und ich trat mit den Gedanken in den Saal ein: Wo man singt und lacht, da lag dich ruhig nieder, böse Menschen haben weder Humor noch Lieder.

Ich befand mich bald inmitten einer bunt zusammengewürfelten internationalen Gesellschaft. Etwa ein halbes Duzend junger Spanier, die an der Königl. Hochschule zu Berlin Musik studierten, bildeten den Mittelpunkt der Gesellschaft. Ihnen zunächst saßen zwei Familien, welche in der Reichshauptstadt die im spanischen Amerika erworbenen Reichtümer verzehrten; dann sah ich, gegen den Flügel gelehnt, einen Komponisten, der den Ehrentitel „Freund Richard Wagners“ seinem Namen auf der Visitenkarte hinzufügte; ferner einige Kunstmaler, die sich auf Flügeln des Gesanges zur Würde und Gage einer Primadonna zu erheben trachteten, und weiterhin einen Kreis von ehrpüßig aussehenden Gästen des Hotels, die nur lose Beziehungen zur Kunst und den erotischen Familien zu unterhalten schienen, denn sie saßen etwas abseits. Bei den Tischen aber bildeten die Kellner, Hausmädchen und Köchinnen des Hotels kleinere Gruppen. Alle schienen sich im gleichen Maße an den Vorträgen eines Künstlerpaares zu beteiligen, dessen eine Hälfte, ein wegen seiner raphaeleischen Schönheit von den Damen des Tiergartenviertels bewundener spanischer Geiger, auf einem Stuhl stand und das „Miserere“ aus dem „Troubadour“ sang, während die andere, vor dem Flügel sitzend, die Begleitung spielte und gleichzeitig dem Jammer Leonorens durch die Kopfstimme den verweisungsvollsten Ausdruck gab. Wie ist Verdis „Miserere“ mit so überwältigender Komik parodiert worden, wie von diesen beiden Musikern im Rügener Strandhotel. Der weiß geschminkte Manrico auf dem Küchensstuhl hatte die heroische

Haltung eines spanischen Hidalgo und verspottete die Unarten italienischer Tenoristen mit köstlichem Humor. Mit seinem unendlichen Triller aber vermählte sich Leonorens Klagegesang, der vom zartesten Piano zum Gemecker überging und durch tolle Kadenzten verziert wurde. Der Sänger aber, der die leidensvolle Geliebte Manricos markierte, bearbeitete auch die Klaviatur des Flügels zuweilen mit beiden Händen, zuweilen nur mit seiner Rechten, während er sich in schmerzlichster Bewegung seinem Partner derart zuwandte, daß man behaupten konnte, er spiele die Begleitung des Duetts hinter seinem Rücken. Die Art, wie er das Experiment ausführte, ließ auf eine pianistische Virtuosenlaufbahn schließen. Mehr noch als die musikalischen Kapriolen dieses Leonoren-Darstellers, fesselten mich seine Gesichtszüge. Er mochte etwa im Alter von 35 Jahren stehen, und die Formen seines leicht gebräunten Gesichtes erinnerten an einen Christuskopf des Guido Reni. In wirren, dunkelblonden Locken senkte sich sein Haupthaar zum Nacken nieder, und diese gerieten während des bald schmachtenden, bald himmlisch-reienden Gesanges in ein Wogen und Flattern. Aus dem stockigen Bart aber hob sich ein edles Profil heraus, und dies, sowie die selbstsam ehrliche Leidensmiene und der kummervolle Blick des Musikers bildeten für mich einen grellen Gegensatz zu den Buffonieren der Duettisten. Kaum war das „Miserere“ verklungen, so taten sich sämtliche Musiker mit den Sängerinnen zusammen, um die „Schwertnerweide“ aus den „Hugenotten“ zu parodieren. Der Mann vor dem Flügel, den sie Meister Martino nannten, dirigierte den närrischen Chor. Im Crescendo schlug der Meister die Tasten mit solcher Gewalt und blickte so wütig und mit so erregten Mienen auf die brüllenden und gestikulierenden Verschworenen, als wolle er alle Hugenotten unter seinen Händen abmurksen oder zerschmettern. Eine wahre Berserkerwut flammte aus seinen Augen.

Als sich der Uebermut der Künstlerschar im theatralischen Unsim ausgetobt hatte, konnte ich erst eine Dame begrüßen, deren gastfreies Haus derzeit in Berlin ein gesellschaftliches Zentrum für alle Künstler der romanischen Rasse und auch für viele deutsche Musiker und Schriftsteller bildete. Die liebenswürdige Frau machte mich sofort mit jenen Musikern bekannt, deren Protektorin sie war. Zu meiner angenehmen Ueberraschung erfuhr ich nun, daß Maestro Martino, der bald in spanischer, bald in italienischer Sprache gesungen hatte, ein Berliner sei. Als ich aber eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte, wurde mir eine noch größere Ueberraschung zu teil; denn der Mann, dem der Gesang so leicht und mühelos über die Lippen geflossen war — stotterte. Es war leicht ersichtlich, daß er, bei seinem feurigen Temperament, unter diesem Gebrechen sehr litt; denn sobald die Zunge vor einem schwer auszusprechenden Wort suchte, verzerrten sich seine Züge; seine Augen blinzten zornig, und er gebrauchte die Hände, um durch heftige Gestikulationen den Sinn seiner Rede zu ergänzen.

Um der lustigen Gesellschaft willen rastete ich einige Tage im Strandhotel und bemerkte zu meinem Vergnügen, daß das lebhafteste Interesse, welches mir Martino einflößte, von diesem durch eine freundliche Zuneigung erwidert wurde, die wohl darin ihren Ursprung hatte, daß ich — wie der Stotterer schon am zweiten Tage unserer Bekanntschaft bemerkte — ein guter Hörer war. Wir unternahmen gemeinsame Spaziergänge, und am Abend, bevor ich das Strandhotel verließ, beantwortete Martino an einer einsamen Stelle der Küste die Frage, ob er als Stotterer zur Welt gekommen sei, mit der Leidensgeschichte seines Lebens.

„Ich besaß als Kind eine so stinke Zunge,“ so erzählte er stotternd, „daß meine Wärterin oftmals zu mir sagte: „Martinkin, Du jehörst als Advokat vor'n hohen Gerichtshof!“ — Dieses alte Weib, welches meinem Onkel die Wirtschaft führte, sorgte unbewußt dafür, daß meine zigeronische Veranlagung gründlich ruiniert wurde. Ich hatte schon als vierjähriger Knabe meine Eltern verloren und einen Unterschlupf bei meinem Onkel, einem Musiker, gefunden, der den Plan faßte, mich zu einem pianistischen Wunderkind zu erziehen. Wir wohnten in einem alten Hanse mit unheimlich großen Zimmern. Abends, wenn mein Onkel im Orchester die Violine spielte, glaubte unsere dumme Trine mir einen besonderen Genuß zu bereiten, wenn sie gruselige Geschichten erzählte. Die Folge davon war, daß ich bald eine schreckliche Furcht vor der dunklen Nacht verspürte, die ich mit Gespenstern erfüllt glaubte.

Dieses Grauen vor dem Dunkel wurde noch gesteigert, als

mein Onkel mit mir auf Konzertreisen ging, um mich dem musikalisch bedürftigen Europa als Wunderknaben vorzustellen. In fremden Gasthöfen mußte ich allein mein Zimmer aufsuchen und mich mit dem Bewußtsein zu Bett begeben, daß nicht eine einzige vertraute oder hilfsbereite Menschenseele in meiner Nähe weilte. Zaghaft und zitternd kleidete ich mich dann aus und zog im Bett gewöhnlich die Decke über den Kopf, um einen Schild zu haben gegen unbekannte Gefahren.

(Fortsetzung folgt.)



Der berühmte Thomafius in Halle hatte einen Hauslehrer, den Rechtskandidat Rüdiger, welcher ihm einst erzählte, er habe geträumt, daß ein Geist zu ihm getreten sei und gesagt habe, er sei würdig, den Adler Gottes (rus Dei) zu bestellen. Er wolle also Geistlicher werden. „Sie irren sich,“ antwortete ihm Thomafius, welcher sich von dem fatalsten nichts gutes versprach, „rus Dei heißt „Gottesacker“; Sie sind also ohne Zweifel zum Arzt bestimmt.“ Rüdiger ward Arzt.

Professor Maibom in Stockholm war ein großer Kenner des alten Griechentums und schwärmte für die sehr einfache Musik der alten Griechen, worüber er ein Buch schrieb, das er der Königin Christine widmete. Diese ließ auf seinen Rat, um sich diese Musik anschaulicher zu machen, altgriechische Instrumente fertigen und ein Konzert von altgriechischer Musik veranstalten, in welchem Maibom eine Arie sang, die Professor Naubäus durch einen altgriechischen Tanz begleitete. Der ganze versammelte Hof brach in ein donnerndes Gelächter aus. Maibom hörte auf zu singen, gab allen Umstehenden, darunter dem Leibbarz und Liebhaber der Königin, tüchtige Ohrfeigen und stürzte aus dem Saale. Bald darauf verließ er Stockholm.

Der Theolog Teller wurde vom Prinzen von Sachsen gefragt ob er Kinder habe. „Gewiß, Durchlaucht,“ erwiderte Teller; „das wäre eine schlechte Wirtschaft, in welcher sich nicht wenigstens ein halbes Dutzend Tellerchen befänden.“

Als König Georg III. von England nach seiner Krönung aus Hannover über den Kanal zurückkehrte, überraschte dessen Schiff ein Sturm. „Bereiten Sie uns vor,“ sagte der Kapitän ernst zum Hofprediger, „in wenigen Minuten können wir alle im Himmel sein!“ — „Ach, davor behüte uns doch der liebe Gott!“ rief dieser zitternd.

Ein Fürst, welcher einen bedeutenden Marstall hatte, bemerkte seit einiger Zeit, daß für die chirurgische Behandlung der Pferde eine große Menge Wein in Rechnung kam; er ließ daher, nachdem er seinen Leibarzt gefragt, ob Colocynthen, unter der zum Wundverband bestimmten Wein gemischt, den Pferden schaden könnten, heimlich solche hinein tun. Am folgenden Tage brach die „Cholera“ unter den Stallknechten aus.

Als König Jakob I. den Londoner einst mit der Drohung, er wolle die Gerichtshöfe, das Parlament und den Hof von London weg verlegen, Geld abpressen wollte, erwiderte ihm der Lord-Mayor dreist: „Ew. Majestät haben dazu die Macht; uns aber bleibt der Trost, daß Sie die Themse nicht mitnehmen können.“

Ueber holländische und japanische Höflichkeit berichtet die Zeitschrift „Asien“ folgende komische Geschichte, die sich vor ca. 30 Jahren in Tokiogetragen haben soll. Als im Jahre 1871 der japanische Gesandte Iwakura nach Holland kam und in Amsterdam dem Schiffe entstieg, machten zahlreiche Kinder, die vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben einen Japaner erblickt haben mögen, ihm mit beiden Händen eine lange Nase. Weder der Gesandte, noch sein Gefolge wußten, was das zu bedeuten habe, und deshalb wurde Freiherr von Siebold, der als Begleiter aus Japan mitgekommen war, darüber befragt. Dieser geriet in große Verlegenheit, welche Antwort er geben sollte, und erst nach einiger Ueberlegung sagte er, das sei in Holland ein Zeichen größter Achtung und Ehrerbietung. Damit war die Sache vorläufig zu allseitiger Zufriedenheit erledigt. Welche Folgen diese Auskunft haben sollte, zeigte sich gleich am nächsten Tage, als der Gesandte vom holländischen Könige in Audienz empfangen wurde. Sobald der Gesandte den König erblickte, drehten er und seine Begleiter diesem eine Nase in derselben Weise, wie es am vorhergehenden Tage die Kinder getan hatten. Der

Eindruck, den dies auf den König machte, war unbeschreiblich. Freiherr von Siebold, in dem Bewußtsein, daß er dies durch seine falsche Antwort verursacht hatte, war bestürzt und leidenschaftlich wußte sich aber glücklicherweise sofort zu fassen, indem er dem König auseinandersetzte, daß diese sonderbare Begrüßung in Japan üblich sei und dort allgemein als ein Ausdruck höchster Verehrung gelte. Nach dieser Aufklärung änderte sich das Gesicht des Königs, und dieser bezeugte den fremden Besuchern seine Höflichkeit in derselben Art. Auch die Hofbeamten und Damen taten desgleichen. Ob dann später eine Aufklärung erfolgte, wird nicht berichtet.

Der berühmte dänische Minister Graf Bernstorff, ein Zeitgenosse Klopstocks und Friedrichs des Großen, erließ einst in einer wichtigen Staatsangelegenheit an den englischen Geschäftsträger eine Note. Kurz darauf kam dieser bestürzt zu dem Minister und sagte: „Erzellenz, ich habe drei Stunden über den Sinn Ihrer Worte gegrübelt; aber ich muß bekennen, daß ich ihn nicht verstehe.“ „Ei,“ erwiderte Bernstorff, „ich habe auch drei Tage lang an der Note gearbeitet, damit Sie sie nicht verstehen sollen.“

Victor Hugo hatte eine förmliche Leidenschaft, aller Welt etwas Schönes und doch absonderlich Klingendes sagen zu wollen. Natürlich wurden auch ihm, wie jedem bekannten Dichter, zahllose Gedichte und Dramen zur Beurteilung zugesandt oder ihm selbst gewidmet, auf die er in den geducktesten, übertriebensten und zuweilen fast unsinnigen Ausdrücken antwortete. Auf eine Ode erwiderte er z. B.: „Sie gingen vorüber, Meister, und erlaucheten meinen Weg.“ Ein amerikanischer Dichter widmete ihm eine Romanze, auf die er die denkwürdigen Worte entgegnete: „Sie besitzen eine erhabene Inspiration; die milden Ströme Ihrer harmonischen Rede verleihen meinen Gefühlen eine neue Jungfräulichkeit. Ich drücke Ihnen über den Ocean die Hand.“ In Entgegnung auf eine ihm übersandte Zeidnung schrieb er: „Beim Anblick Ihres Bildes ergriff mich ein Schwindel — Ihre Linien sind Verse, Sie dürfen Gott da nennen.“ In seiner letzten Lebenszeit passierte ihm bei einer ähnlichen Gelegenheit jedoch ein kleiner Mißgriff. Ein braver Maurer in Roubaix, der von dem Dämon der Poesie geplagt wurde, richtete ein Schreiben in Versen an den Dichter, auf welches Victor Hugo folgende Worte erwiderte: „Ich sehe in Ihren Versen Ihr Bild — jeder Ihrer Gedanken kam aus einem von blonden Locken umwallten Haupte. O, mein Kind, mögen Sie noch lange diese blonden Locken behalten, welche die Schere des Alters noch nicht berührt hat.“ Der poetische Maurer, beläufig bemerkt, ein Mann von fünfundsiebzehn Jahren, machte beim Durchlesen dieses Briefes ein sehr verdutztes Gesicht.

Der Schalk im Auslande. Englischer Humor.

Das furchtbare Telegramm. „Wer ist's, Auguste?“ „Der Telegraphenbote, gnädige Frau, mit einer Depesche.“ „Mit einer Depesche? Um Gotteswillen! Frag' ihn, ob mein Mann verunglückt ist.“

„Er sagt, das weiß er nicht.“

„Frag' ihn, was ihm darüber bekannt ist.“

„Er sagt, er weiß nur, daß das Telegramm an die gnädige Frau ist und daß er fünf Pence Bestellgeld bekommt.“

„Mein Gott, mein Gott, was soll ich machen? Hier, Auguste, nimm' mein Portemonnaie, zahl' ihm, was er verlangt! Ach, mein armer, guter Fritz! Ich wußte ja, daß ihm etwas zugefallen würde! Ich hatte so bange Ahnungen, als er heute Morgen fortging! Ob sie ihn im Krankenwagen nach Hause bringen werden, Auguste?“

„Wahrscheinlich, gnädige Frau. Aber wollen Sie nicht lieber das Telegramm lesen?“

„Ich kann nicht, ich kann nicht. Aber es geschieht mir ganz recht. Warum habe ich ihm auch heute beim Abschied nur drei Küsse gegeben? Und wir sind erst so kurze Zeit verheiratet.“

„Aber wollen Sie das Telegramm nicht öffnen, gnädige Frau?“

„Ich muß wohl, Auguste. Ach, ich kann Dir nicht beschreiben, wie ich mich davor fürchte.“ — Dann riß sie das Telegramm auf und las: „Ich bringe zum Mittagessen einen Freund mit. Fritz.“

„Dieser rohe, herzlose Mensch!“ rief sie.

Frau Kemwey: „Früher sagtest Du immer, ich wäre Dein Augapfel.“

Herr Kemwey: „Nun, was soll das?“

Frau Kemwey: „Ach, nichts Besonderes. Nur scheint mir, als wenn Du nicht mehr so viel Interesse für Obst hättest, wie früher.“ (Ell. Gitt.)